

Ein Mutter.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Wir saßen im trauten Freundeskreise bei einander. Fast Alle waren aus dem Concerte einer berühmten Künstlerin gekommen, das zu besuchen, die Dame des Hauses uns dringend gerathen hatte, und das Gespräch drehte sich während des Soupers fast ausschließlich um die talentvolle Virtuofin. Jeder mußte etwas Merkwürdiges oder Extravaganantes von ihr zu berichten, und so einzig man über ihre Bedeutung als Künstlerin war, so verschiedener Meinung war man über ihren Charakter als Frau. Es ward lebhaft hin und her gestritten, das Thema drohte unersättlich zu werden — da hob mehrere lebenswürdige Wirthein mit feinem Takte die Tafel an.

Das war theils ein Zeichen, daß unser Kreis, der nicht der gesellschaftlichen Mäßigkeit halber zusammenkam, an etwas Erfrischendes denken mußte. Bald nachher, bald kam ein kleines Manuscript bei sich, dessen Schriftzüge noch frisch waren, und das aus der Taube gehoben sein wollte, doch öfters noch gab es eine „Geschichte“. Immer weiter hatte sich nämlich in unserer Gesellschaft die Sitten eingebürgert, daß Jeder etwas aus seinem Leben erzähle, etwas, das ihm menschlich nothwendig oder sonntags wie Bedeutung für ihn war. Fast Alle hatten dieser Sitten bereits geglaubt, doch gerade jenes Mitglied des kleinen Kreises, das am treiflichsten anzureden und zuzuhören verstand, die anmuthigste Hausfrau, gerade sie verhielt sich bisher stets spröde gegenüber der Anforderung, die auch an sie herantrat. Wir drangen nicht in sie, denn Jeder von uns wünschte, daß sie den berechtigten Ehrgeiz, besaß, in dem Kreise gebildeter Männer, der sich um ihr gaiskrundliches Haus scharte, als vordringlich mitgetheilt zu werden — sie durfte sich also auf die Dauer nicht ausschließen. Und sie that es auch nicht.

Als wir uns nach aufgehobener Tafel wieder zusammenfanden und es sich zeigte, daß keine Niemand geneigt war, etwas zu sprechen oder zu lesen, da richteten sich alle Blicke instinktiv nach der Dame des Hauses. Und sie verstand diese Blicke sehr wohl. Mit glühenden Wangen sah sie uns gegenüber, ihre dunklen Augen leuchteten, und der sonst so feste, tiefe Ton ihrer Stimme vibrirte vor innerer Erregung. Ihre ernste frauenhafte Schönheit, die Leben ansog, indem sie ihn ferne hielt, war plötzlich aufgelöst in eine reizende Verwirrtheit, unsere Freundin denahm sich unwillig, wie ein schüchternes Mädchen, der eine schwere Prüfung zu bestehen hat. „Ich fühle“, begann sie, „daß ich nicht länger räumen darf. Ihnen gegenüber eine Verpflichtung einzulösen, und doch mich nicht getraue, daß ich einermöglichen in Verlegenheit bin. Es ist zwar nicht das erste Mal, daß ich vor Ihnen spreche, aber ich soll heute von mir sprechen. Das ist für eine Frau nicht leicht — namentlich in der Gegenwart ihres Mannes.“

Wir fanden diese Wendung köstlich und lachten von Herzen darüber. Die beifällige Stimmung wirkte wohlthunend auf die Sprecherin, und der Ton ihrer Rede ward plötzlich sicherer.

„Eine Frau wie ich erlebt nicht viel, und von dem was sie erlebt, schenkt sie sich zu sprechen. Meine Kinderthätigkeit der Mittelpunkt der Welt für mich, aber Sie werden lächeln über die eitle Mutter, die Ihnen zumachen wollte, ihr dahin zu folgen. Vermeinen Sie dies nicht aus Höflichkeit, und fürchten Sie nichts. Das Beste, das Schöne, das eine Mutter von sich und ihren Kindern zu sagen vermag, das könnte sie ja hier doch nicht ausprechen, denn Männer wie Sie, die keine Kinder haben, würden sie nicht verstehen.“

Wir Zuhörer saßen lenkten zerkirrt das Haupt, und sie fuhr fort.

„Und dennoch will ich Ihnen von einem Kinde erzählen, aber von dem Kinde einer anderen Frau. Ich wurde in einem Institut erzogen, zu dessen Vorsteherin ich in einem sehr nahen Verhältnisse stand. Eines Tages erkrankte plötzlich eine Lehrerin sehr schwer, und ich, ein grünes, fünfzehnjähriges Ding, wurde gebeten, in der Klasse der Kleinen als Lehrerin zu fungiren. Mit freudigen Stolze übernahm ich diese ehrenvolle Aufgabe, und die Kleinen hingen vom ersten Tage an mit Zärtlichkeit an mir. Selbst noch ein Kind, muß ich wohl den Ton getroffen haben, mit dem man Kinderherzen gewinnt. Aber auch in Respekt wirkte ich mich bei den Kleinen zu legen, und meine Autorität bei denselben war groß. Von meinem Lehrsystem will ich lieber schweigen. Ich suchte mehr auf das Gemüth, und die Phantasie der Kinder zu wirken, als auf ihren Verstand, und sobald das Nothwendigste von dem vorgezeichneten Lehrplane absolvirt war, setzte ich mich zu meinen Kindern und erzählte ihnen Märchen. Welche Freude war es für mich, zu beobachten, wie das Seelenleben der Kinder bei solchen Anlässen erwachte und sich in den Gesichtern abspiegelte; wie rührten mich die Thränen, die aus ihren unschuldigen Augen perlen, als ich ihnen zum ersten Male das Märchen „Schneewittchen“ erzählte, und wie ergöhte ich mich an ihrem süßem Lachen über „Dass im Glück!“

Die Kinder waren vergnügt und froh, sie lernten gut und freuten sich unendlich auf die Märchenstunde, für die

ich mir noch eine besondere Art der Auszeichnung für die Kleinen erdacht hatte: die Madde von ihnen durfte, während ich erzählte, auf meinem Schooße sitzen. Dadurch wurde ihr Ehrgeiz gelächelt, und ich hatte mir auf die einfachste Art ein Mittel geschaffen, um zu belohnen und zu strafen.

Die lebhaft angeregten Kinder erzählten das Geföhrte in ihrer Weise, variiert und ausgeschmückt mit eigenen Zuthaten, natürlich auch zu Hause, und eines Tages kam eine meiner kleinen Schillerinnen, ein hübsches, braunes Mädchen, das mir durch sein träumerisches, stilles Wesen lieb geworden war, auf mich zu und sagte: „Papa läßt sich dem Fräulein Anna empfehlen und sagen, daß er nicht erlaube, daß man mir Lügen erzähle. Ich soll in der Schule nur die Wahrheit kennen lernen, diese dummen Märchen aber seien lauter Lügen.“ Wir traten Thränen in die Augen, und ich fragte das Kind, ob auch seine Mama so denke. „Das weiß ich nicht“, antwortete Ernestine, „meine Mama spielt immer Klavier.“ „Nun gut mein Kind“, sagte ich, „so wirst Du künftig stets das Zimmer verlassen, wenn ich den Anderen Märchen erzähle.“

Und so geschah's. Das Kind litt sichtlich darunter, es fühlte sich wie verstoßen und wurde noch stiller als sonst. Nun kam eine Postkarte von Ernestines Mama. Sie besagte, daß bei der Institutsvorsteherin, daß ihr Kind seit kurzem stets um eine Stunde früher nach Hause komme. Ich wurde gerührt und fand eine elegante, schöne, phantastisch aufgeputzte junge Frau, die sehr scharf mit mir in's Gericht gehen wollte, aber beschämt die Augen niederzuschlug, als ich den Sachverhalt erklärte. „Ja, ja“, sagte sie, „mein Mann hat nun einmal diese Grillen; mich aber führt das Kind zu Hause, und ich muß Sie bitten, daselbe auf andere Weise zu beschaffen.“ Diefem Wunsche war leicht genügt. Wenn ich Märchen erzählte, ging Ernestine künftig in die Stunde der Lehrerin für Handarbeiten.

Welch ein Contrast bestand zwischen dieser Mutter und diesem Kinde! Ernestine ward geradezu vermahlost in Vergleich zu der Weltbilde, die ich gesehen, und ich nahm mich des Kindes immer mehr an und suchte es aufzuheitern und auf jede Weise auszusprechen.

Da kam die schöne Weihnachtszeit mit ihrer tiefen Poesie und ihrem für Kinderherzen so berauschenden Zauber. Welch geheimnißvolles Wispeln herrschte unter den Kleinen, wie Vieles hatten sie zu wünschen, welche ungeheuerliche Hoffnungen sollten ihnen nicht erfüllt werden durch das allmächtige Christkind! Gar manchen Brief an daselbe mußte ich aufsetzen, manches ungelesene Bündchen zu diesem Zwecke durchgeben lassen. Ernestine nun stand auch diesen fröhlichen Träumen der Kleinen fern. Sie begriff es Anfangs nicht, erst allmählich wurde mir klar, daß sie, als die einzige Jüdin in meiner Klasse, keine Anhang haben konnte von der Poesie in den Herzen der Anderen. Ich gestehe, daß diese Erkenntniß wahrhaft schmerzhaft für mich war. Aber was konnte ich thun? Als Ernestine sich klar wurde über das, was die Anderen thaten, da begann auch sie sich nicht länger, sie schrieb ein Brieflein an jenes allmächtige Gotteskind und brachte es mir. Aber da hätte man die anderen kleinen Creaturen sehen und hören sollen. Weiß Gott, wo sie ihre Bittenschrift her hatten, sie schrieben Alle: „Was Du willst an das Christkind schreiben? Du darfst nicht! Du bist eine Jüdin! Wenn Du ihm schreibst, bekommen wir Alle nichts!“ Und mit einer Graunamkeit, deren nur das ungezügeltste Kinderherz fähig ist, überschüttete sie das arme Mädchen mit Beleidigungen. Ernestine biß, trakte und schlug um sich wie eine kleine wilde Katze, und ich mußte all meine Autorität einsetzen, um der häßlichen Scene ein Ende zu machen.

Was eine andere Lehrerin mit pädagogischen Grundrissen gethan hätte, weiß ich nicht; ich half mir auf meine Weise. In der Erholungsstunde, in der ich sonst Märchen erzählte, sprach ich an diesem Tage nicht über „Dass im Glück“, nicht über „Schneewittchen“ oder „Nebenböhle“, ich sprach über das Christkind, und Ernestine sah auf meinem Schooße. Ich erzählte den Kleinen von jenem hehren Gotteskinde, das so lieb und gut und brav gewesen, das alle Menschen ohne Ausnahme liebt und zu dem Alle ohne Ausnahme beten dürfen. Ich führte die Kinder ein in den Zauber der Milde und edlen Menschlichkeit, der gerade in der Verurtheilung jenes Kindes liegt, ich sprach — ich weiß nicht mehr was. Die Wirkung war eine große. Ernestines Brieflein an das Christkind wurde nicht nur abgeschrieben, es wurde vorher auch mit den Kräftigen aller anderen Mädchen versehen, ein jedes der Kinder wollte seinen Namen darunter setzen. Ernestine begriff wohl nur dunkel, was da vorgegangen war, aber sie hing an meinem Halse, und weinte und schluchzte. Ich hatte einen bösen Stachel aus ihrem Kinderherzen gewonnen und einen edlen Samen in die der Anderen gesenkt und ich war stolz auf diese That.

Das Wittgenind an das Christkind hatte für Ernestine den besten Erfolg, denn ihr Vater beschenkte sie reichlich. Das Material der der Poesie des Weihnachtsabends hat ja Eingang gefunden in allen Kreisen und bei allen Konfessionen. Und auch an mich dachte das Christkind. Ernestine trat eines Tages schon vor mich hin und überreichte mir ein Bündchen. Sie hatte oft gesehen,

daß ich Geschenke von den Kindern zurückwies, und ich großen schwarzen Augen hatten mit einem so ängstlich, lebenden Blick auf mir, daß ich unwillkürlich nach dem Bündchen griff und es öffnete. Es enthielt ein einfaches, kleines Tüchlein, auf dem sie ihre ersten Stiderversuch in der Handarbeitschule gemacht — in jenen Stunden, da sie verbannt war aus meinem Lehrzimmer. Ich war gerührt von der Feinfühligkeit, die dem Mädchen unbewußt, gerade in dieser Gabe zum Ausdruck kam, und nahm das Geschenk mit Freuden an. Das Kind war glücklich.

Ich war der Pflichten als Lehrerin entbunden, aber ich blieb im Institut. Und da sah ich Ernestine auch später manchmal. Es kam mir vor, als ob das arme Kind jener glänzenden Frau immer mehr verblümmere, als ob es krank sei in seinen innersten Wesen und nur durch übergroße Sorgfalt und Liebe dem Leben erhalten werden könnte. Das kleine Mädchen war nicht gesprächig, und ich befragte es um nichts. So kam es, daß ich eines Tages vollständig überrascht wurde von der Kunde über das Unglück, welches dem Kinde schon vor Monaten eingetreten war — es hatte seine Mutter verloren. Diefelbe war nicht gestorben, nein, das Unglück war viel größer — sie war ihrem Manne mit einem Künstler, ihrem Geliebten, durchgegangen. Das Alles erfuhr ich erst an dem Tage, als der von Geschäften überhäufte Vater Ernestines's uns ein krankliches Kind brachte, mit dem er nichts anzufangen wußte. Dieser Bitte beauftragte es nicht. Ernestine blieb im Institut und wurde ganz und gar meiner Sorgfalt anvertraut. Ihr Vater hatte eine Fülle von Geschenken für sie zurückgelassen und noch am selben Tage eine längere Reise angetreten.

Das Kind war während des ganzen Tages von einer lärmenden Fröhlichkeit, es folgte mir auf Schritt und Tritt und bezugte gegen mich eine ständige Abhängigkeit. Des Abends, als die Kleine in Bette lag, begann sie zu weinen und mich nach ihrer Mama zu befragen. Ich weinte mit ihr und erzählte ihr von ihrer Mutter, die im Himmel sei, die rührendsten Geschichten. Aber sie wollte immer mehr wissen, sie wurde immer unruhiger, es war schon Mitternacht vorüber, und ich mußte kein Mittel, sie einzuschlafen. Da verlangte Ernestine von den Geschenken ihres Vaters einen kleinen leuchtblauen Sonnenhimel, der ihr besonders wohlgefallen hatte. In meiner Herzangst spannte ich den Schirm über ihrem Köpfchen auf, und siehe, die Kleine ward ruhiger. Verklärt sah sie in den blauen Schirm empor, phantasirte vom Himmel und ihrer Mama, und hat diese, recht bald zu ihr zu kommen, denn sie sei ein braves Kind. Und so entschlief sie.

Ich lüerte noch lange vor dem Bette des schlafenden Kindes, dessen Bündchen den kleinen blauen Schirm, der ihm zum Himmelzelt geworden, fest unflankert hielt. Endlich ließen sie ihn sinken, und auch ich ging zu Bette. Ich fand keinen Schlaf, denn ich mußte unaufhörlich an die Mutter denken, deren armes Kind neben mir lag. Als ein Morgen wurde Ernestine sehr unruhig, und sie ging nach ihr sah, fand ich sie mit offenen Augen und allüberdem Gesichte schwer atmend daliegen. Sie erkannte mich nicht und gab keine Antwort auf meine Fragen. Mich befahl eine große Angst und ich sandte um den Arzt. Er kam und fand den Zustand des Kindes so gefährlich, daß er augenblicklich Ausruf gab, dem Vater zu telegraphiren. Das geschah. Wo die Mutter war, wußte kein Mensch.

Soll ich von der liebevollen Sorgfalt, von den durchwachten Nächten sprechen, die ich Ernestine widmete? Ihr Vater kam erst in einigen Tagen — er hatte die Krankheit für nicht so ernst gehalten — nun fand er sein Kind nicht mehr, es war todt. Sein Schmerz war groß und es erschütterte ihn tief, mich von dem letzten Tage der Kleinen erzählen zu hören. Er hat sich jedoch kurz darauf wieder verheiratet, und ich bin sehr überzeugt davon, daß jenem armen Kinde außer mir Niemand auf Erden bis heute ein Gedächtniß bewahrt hat.“

Unsere Freundin hatte mit Thränen in den Augen geschlossen. Wir Alle waren tief ergriffen von der sichtlichsten Erzählung, und eine geräumte Weile sprach Niemand ein Wort. Da gab Einer von uns der Frage Ausdruck, die auf Aller Lippen brannte: „Und die Mutter? Sind Sie ihr nie wieder begegnet? Haben Sie nie etwas von ihr gehört?“

Die Hausfrau sah uns mit ihren großen, sprechenden Augen der Reihe nach an: „D ja“, sagte sie. „Sie ist eine berühmte Künstlerin geworden. Um den Preis ihrer Frauennürwürde hat sie sich Ruhm und Ehre aller Art erworben, und Sie Alle kennen sie.“

„Wie?“

„Sie haben ihr heute Beifall geflächelt. Sie haben sie vorhin gerühmt und gelächelt. Wenn ich als Frau vielleicht zu weit ging und den Schleiher, der über diesem scheinbar so glänzenden Frauenleben liegt, zu sehr gelüftet habe, so verzeihen Sie dies meiner Erregung. Dieses Wiedersehen hat allen Wohl, denn ich empfinde gegen Ernestines's Mutter empfand, wieder in mir geweckt und ich mußte mich aussprechen.“

Eine lebhafteste Diskussion wollte ich in unserem Kreise entfesseln über diese unerwartete Enttüllung, aber die feinfühligste Erzählerin schenkt uns die Rede ab.

„Und nun lassen wir die arme Frau, die eine so

"Schlechte Mutter war", sagte sie, "ich habe sie mir gut angeleben, und ich halte sie trotz ihres Ruhmes für sehr unglücklich."

Mein Flächneider.

Ein Lebensbild von Max Krehler.

Wenn ich es glückselig fertig gebracht hätte, feuchend die vier Treppen zu Herrn Alexander Säuberlich's Wohnung emporzusteigen, pflegte ich gewöhnlich, ehe ich die letzte schmale Bodentreppe, die nach seinem "Keller" führte, betrat, Halt zu machen, um mich durch einen Blick in die Höhe zu überzeugen, ob die bekannte, den Verdruß seiner sämtlichen Kunden herausfordernde, eigenhändig geschriebene und weißlich leuchtende Visitenkarte an der Thür prange oder nicht.

Diese zurückgelassene Visitenkarte bestand in einer reifen, von rechts nach links sich aufbäumenden, in "Kreidemattonen" ausgeführten Kapitälchrift, welche die Worte bildete: "Bin nicht zu Hause. Säuberlich."

Wer den unglücklichen Einfall gehabt hatte, ihm an solchen Tagen mit einem verneigenden Kopfe unter dem Arm keine Aufmerksamkeit machen zu wollen, mußte genug vorausgesetzt, daß er bereits seit längerer Zeit zu dem einjamen Alten unter dem Dache in näherer Beziehung stand, soweit es sich um die feste Ausfertigung des äußeren Abma handelte. Herr Säuberlich hatte dann seinen "Sonntag". Das kam wöchentlich einmal vor, an einem unbekanntem Tage, den er niemals genau zu bezeichnen vermochte, welcher aber mit regelmäßiger Bestimmtheit einzutreten pflegte, sobald jeglicher Mangel an Wein, Erde und sonstigem Zubehör ihn zur Notwendigkeit im gleichmäßigen Leben des alleinlebenden Meisters machte.

Man konnte dann Herrn Alex Säuberlich, angehen mit altfränkischem, laffenschemen Gehrad, "Spatenwärmer", dessen blauebärtigen Knieen- und Schultertheilen alle zwei Jahre die Ehre eines neuen Sammettragens zu Theil wurde, weiten, schwarzen, ihr ehrwürdiges Alter nicht verletzenden Pantalons und einem schmaltempeligen, nach oben sich verjüngenden Gylinderhut der fünfziger Jahre, unter welchem sich ein äußerst vergnügtes, freibleibendes Gesicht zeigte, sehr weitbevoll die Treppe hinaufsteigen und durch die Straßen schreiten sehen; in der rechten Hand den Bambusstock, in der linken einen sauber zusammengelegten schwarzen Beutel großer Dimensionen.

Dies geschah bereits in aller Frühe, um die Zeit des Eröffnens der Läden und Magazine. Nach einer halben Stunde sahen die Nachbarn den Königshof Herrn Säuberlich in voller Thätigkeit; ihre Anhaber und Bedienten begrüßten und behandelten ihn wie einen Mann, dessen Fertigkeiten man während seiner jahrelangen Eigenschaft zu gründlich kennen gelernt hat, um nicht alles anzubieten, ihn zu rufen und glücklich zu machen.

Sa, auch glücklich; denn ich entsinne mich, während meines wechsellöblichen, an Menschenstudien reichen Lebens niemals wieder einen alten Herrn kennen gelernt zu haben, der gleich ihm das Glück seines Dozins in den Abfällen von Glanz und Pracht zu erblicken vermochte. Es gab etwas in der Welt, was Alexander Säuberlich die Freude eines Kindes bereiten konnte: das Wäghen in Bergen überflüssiger Tuche, das Prüfen der einzelnen Fäden, das Feilschen um sie, ihr endlicher Besitz. Wie der Sammler seltener Miniaturen schmügelnd das Gewölbe des Antiquars verließ, so ungelähr verließ der einjame Alte mit gefülltem Beutel den Laden des Händlers hinter Pappen, um zum zweiten und dritten zu wandern und beim erneuten Wägen des schwarzen Schazes die Erhöhung seines Glückes zu empfinden.

Als ich ihn an einem Sommermorgen zum ersten Male durch die Empfehlung eines Endboten, meines Stuben nachbars, kennen lernte, folgte ich dem Dafeinszungen eines armen, unemlichen Schriftstellers, der zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Härte des Stuhls vor dem Schreibtisch die Auffrischung eines gewissen Theiles seines Weinselbes äußerst notwendig mache.

Er war gerade damit beschäftigt, den bekannten Beutel zu entleeren und mit Remmerne seine Laubwahl zu treffen. Er saß auf einem erhöhten Stuhl an dem einen niedrigen Dachfenster, durch das die Morgenröthe ihre goldenen Strahlen wirbelte. Sein liebevoller Blick glitt durch die großen, runden Gläser der altmodischen, weit auf die Hohenpitze gerähten Hornbrille über den gefundenen Fäden und rühte auf ihm mit einer gewissen Behmut, aus welcher der schmerzliche Gebante der Trennung sprach. Und ich saß dem Alten gegenüber auf dem einzigen Empfangsstuhl des Zimmers vor dem armliegigen Bett am zweiten Fenster und schaute mit einer gewissen Spannung und stichlichen Interesse zu ihm empor.

Nun erging er sich in höchst philosophischen Betrachtungen, die einen tiefen Einblick in sein ganzes Denken und Empfinden gestatteten und mir seine Auffassung vom Leben und der Kunst, die er trieb, offenbarten.

"Man muß Mattematike verstehen, das ist die Hauptsache für uniercins", sagte er mit einem komischen Ernst der auf humoristisch angelegte Gemüther seinen Eindruck niemals verfehle. "Ohne gründliche Kenntniß der Mattematike geht's nun einmal nicht. hm, hm."

Noch heute sehe ich ihn so im Geiste vor mir: mit bedächtiger, würdevoller Miene die Größe der Nisse und Löcher mit der Größe der heilungbringenden Tuchlappens vergleichend, messend und prüfend, mit der Kreide allerlei Winkel und Kreise ziehend, ehe er zur Erkenntniß des Uebels und der Methode seines Kurirens kam. Dabei

* Aus der gemüthvollen Sammlung Berliner Geschichten: "Im Kieckel" von Max Krehler. Leipzig 1886. Verlag von Wilhelm Friedrich.

dozirte er wie ein Professor auf hohem Ratheser ruhig weiter.

"Wissen Sie, die Mattematike ist die Grundlage unserer ganzen Kunst. Das sehe ich hier wieder recht deutlich. Wo sollte ich wohl hin, wenn ich den Winkel hier nicht benutzte? — Verstehen Sie? Sie wollen nicht viel bezahlen, das weiß ich, also muß es dieser eine Fäden ihm."

D, ich verstand ihn vollkommen, wie sie ihn alle mit einer wahrhaft rührenden Miene zu verstehen mußten, die armen, unbemittelten Söhne der alma mater, die schlecht bezahlten Commis und dito Subalternbeamten des Bierzeils, die mit dem Pade in der Hand in der Abendstunde den dunklen Flur betreten, die ersten Treppen äußerst erhobenen Hauptes bestiegen, um plötzlich eiligst die Bodentreppe mit gemagten Sprüngen zu erklimmen.

Nach einiger Zeit, als wir uns bereits nieder konnten, und er gefunden hatte, daß ich sein Vertrauen gleich den übrigen ständigen Kunden verdiente, wachte er mich dann näher in seine Lebensphilosophie ein, woraus ich erfuhr, daß er einst bessere Tage gesehen habe, und die Scheu vor den Menschen, die ihm viel Leid bereitet, ihn in die Einjamkeit ohne Verkehr mit der Außenwelt getrieben hatte.

"Was sind wir alle wohl? Sehen Sie sich diesen Berg Fäden an! Das sind wir: Stückwerk, ohne Zusammenhang, ohne Ganzes. Ein jeder denkt, was er sein könnte, probirt mit seinen Farben, schreit, möchte zuerst ins Auge fallen und wartet auf die Aude, die er ausfüllen kann, um einen andern zu verdrängen. So geht's den Fäden, so den Menschen. Nur die Vererbung führt sie zusammen, und das ist die Mattematike, die man kennen muß. Aber es giebt einen Faden, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plöcklich kommt, und wo auch die Mattematike des Alexander Säuberlich verfehle sein wird. Das ist der Faden, in dem alle verknüpfen. Den nicht kein Winkelmaß, kein Dreieck und kein Zirkel. So, das war auch der letzte Knopf. Damit können Sie noch Staat machen beim türkischen Sultan."

Jahre waren vergangen, ich hatte meinen alten Flächneider nicht mehr gesehen; denn ich hatte es nicht mehr nötig. In der Dämmerung eines trüben Wintertages kam ich wieder durch das Bierzeil, in dem er wohnte. Ich war im Gesellschaftszug, und man erwartete mich zur bestimmten Stunde zum fröhlichen Gelage. In der Nähe meines Zieles pafferte mir etwas Menschliches. Es war Glatteis, ich fiel, und meine engen "Schwarzzen" zeigten einen tiefen Riß an einer Stelle, wo man ihn nicht gerne sehen läßt. Meine Berzweiflung war groß. Herr Alexander Säuberlich fiel mir ein. Er wohnte in einer der nächsten Straßen, er mußte helfen. Als ich dem bekannten Ort zuehrte, fiel mir die alte Zeit wieder ein, die längst vergangenen Tage mit ihren Kämpfen, ihrem Ringen, etwas wie Heimweh im Blick kam über mich. Dann stand ich vor dem schmalen, hohen Hause, das unverändert geblieben war. Mein Blick fiel auf den Leichenwagen der Armen, der ohne Führer vor der Thür hielt. Ich hatte nicht viel Stufen zu ersteigen, als polternd schwere Schritte herüberklangen und die Kette eines Menschen in schwarzer Umhüllung mir entgegen getragen wurden.

"Wer, wenn man fragen darf?" — "Der Flächneider von oben," betam ich theilnahmslos zur Antwort.

Ich trat zur Seite und folgte dann in einer Droschke, vorüber bei den erleuchteten Fenstern, hinter denen man mich bei Spiel und Tanz erwartete, vergraben in meinen Gedanken über die wichtigen Dinge dieser Welt.

Er hatte recht gehabt der einjame Alte: "Es giebt einen Faden, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plöcklich kommt."

Alexander Säuberlich war ein armer Mann gewesen, der nichts zu verhehlen hatte; aber in dieser Stunde hatte er mir viel gegeben.

Die Wurf.

(Schluß.)

Was die Deutschen in dem Artitel "Wurf" geleistet haben, das ist groß, und stellt sie über alle Nationen. Nirgends sonst in der Welt ist derselbe mit gleich liebevoller Veriefung aus- und durchgearbeitet worden, hat eine solche reizende Mannigfaltigkeit an Wähten und Früchten hervorgebracht, als im germanischen Lande. Davon hat man drauhen gar keine Vorstellung. Man könnte Bogen ausfüllen mit dem Verzeichnisse der Varietäten und Benennungen. Da ist zuerst die geräuscherte rotze Fleischwurf, welche ohne vorherige Zubereitung verpestet wird; die Cerevelat — wie sie gewöhnlich nach einem falsch interpretierten französischen Wurfsworte heißt — in ihren verchiedenen franz- und schmuckvollen Nuancen als Schlad, Metz, Knack, Blauenwurf, Welsche Fülle von Poelie und Heimweh solch ein festiges Ereigniß norddeutscher häuslicher Kochkunst zuwege bringen kann. Dann kommen die Knackwürste: voran als Herrgottin die unübersehbare Leberwurf, neben dem Sauerkraut die uralte deutsche Nationalkost; sie tritt in zahllosen Verkleidungen auf, weiß und grau, in Dickdarm und Dünndarm, mit Zwiebeln, Kerubren, Trüffel, Sardellen, Cabanar verdeckt, als Herrenswurf und Hirnwurf, Quellwurf und Knackfleischwurf, in schön mit Estran geräucherter Schale, Frankfurter "Gehworscht" und Gott weiß in welsch noch anderer Tracht.

Am Meerkum aberragt sie weit die ehrendigste Wurf, die Roth, Ahdels, Schwarz- oder Magenwurf, auch unter kräftigeren Bezeichnungen bekannt als: Saumagen, Plunze, Saumbel, Schießling, Saufed u. s. w.

Dann erscheinen die gelochten Fleischwürste, Schwartzenmagen, Sulzen, Preßwürst, Pariser, Berliner, Ertmanns, Preßkopf u. s. w. Die Vorstehenden werden auch geräuchert. Das ist unerlässlich für Jungen- und Schwartzenwurf, Landjäger, Knoblauchwurf und Verwandte. Nach der Räuherung bedürfen des Rauchens die berühmten Frankfurter Würstchen, nicht zu verwechseln mit den so betrieblen Kochwürstchen in Wien, die sonst überall "Wiener Würstel" heißen, die nordwestdeutschen Rauchenden die namentlichen Bohlenwürste; Heißwürste; gebähten oder geröstet wird ebenfalls ein gut Theil, voran die gemeine Bratwürst, die schon im Volksmunde eine Rolle spielt, die Nürnberger Majoranwürstchen, die sich Göthe per Post nach Weimar schicken ließ, und die fränkischen Rothwürstchen. Wer einmal in Coburg auf dem Marktplatz die lustigen Feuer praffeln sah, über welchen die lesteren auf pyramidenförmige Schichten, und den zwei Sinne zugleich reizenden Duft eingelegen hat, den diese geschmackvolle Prozedur über die geräucherte Moststadt lagert, der wird einen Begriff davon bekommen haben, daß auch einem Dinge wie "Wurf" einige Höflichkeit zuzurechnen nahe treten kann.

Wer zählt die Würste, nennt die Namen, die Deutschland produziert? Der Norden steht aber in diesem ischönen Produktionszweige dem Süden weit voran. Dort haben die Städte Göttingen, Braunschweig, Gotha das Geheimniß der Würstfabrikation und ihrer tiefsten Bedeutung aufgefahst und in's Leben geführt; ihre Würste sind edel, unvergleichbar, wie die Weine des Rheingauges, zu welchen sie vorzüglich munden. Es giebt aber ganze Landstriche, welche sich der Vollkommenheit in solcher Kunst rühmen, so vor Allen Mecklenburg, Gollten und die Hanfsalade. Dit findet man tief im abgeschlosseneren Wäthlande eine wunderbare Wurf - Dale. Als solche ist z. B. zu bezeichnen Stadt und Bezirk Spöthen im heftigen Bogelsberg, von wo aus die Cerevelatwürster mit ihrer Waare halb Europa durchziehen und treffliche Geschäfte machen. In Fränkischer sind Meisterstädte Frankfurt a. M., Darmstadt und benachbarte Städte. Gegen Süden, Welten und Osten aber verlagert sich und verjüngt der Wurfswort; erst jenseits der Alpen erwohrt er wieder.

Es wäre noch Vieles zu erzählen von der Wurf. Daß schon ihre Form etwas ungenues Verlorendes hat, wird nicht abgeurteilt werden dürfen. Daher möcht man sie auch für einen dem Schwärmern wenig verparbten Inhalt und füllt Därme, Wäsen, Leinwand und Lederdrick, Pergamentpapier, mit Porree aus Weis, Mandeln, Datteln, Gölze, Rahm, Milch, Gemmel, Datteln u. dgl. unter der Westfirma: "Wurf". Einest aber darf zum Schluß nicht verschwiegen werden als unvergänglicher Ruhm der Wurf für alle Zeiten; sie hat glänzend wirksam eingegriffen in die Geschichte der Nationen und in die Configuration der europäischen Landkarte, und zwar zu unieren Zeiten. Dem wenn der ehemalige Koch, Herr Grünberg, die Hände auf dem Rufe, fimmend spezierte und in seinem Gemüthe den Lauf der Welt erwoh, dann pflegte er gewöhnlich in folgenden Monolog anzusetzen: "Was Manneszucht und Färbendel! Nicht die Schulmeister haben die Franzosen befestigt, und nicht Wolke gebürt der Ruhm — ich bin es doch am Ende gewesen, der den Erfolg gesiehet hat, denn was wäre aus dem deutschen Heere geworden ohne meine Erfindung ohne die Erbswürst?"

Mannigfaltiges.

Charade von Fritz Necht.

Ist der Erben Freiheit auch gegeben: Nihilität, wie ihr Kunst ist doch ihr Leben, Da den trüben Sinn der Natur nicht ist die Seite des Heroldes auf der Spur.

Dort legt ihr ein Wäghelb die Schlingen, Daß die Wähte endlich löh gelingen, Die er granum gegen Landesrecht Nüchlich auszuheben sich erreicht.

Und das Ganze? Eben tommt's gelauert! Seine Lust ist jagen, bringen, rauen! Über hat's auch noch Dich gemacht! Gleich in deiner Wurf das Dese laßt, Siehst du in der Jugendkühnheit drangen, Dieses habe Kind mit glühendem Wangen!

Domogisch von J. M.

Es sieht der Angler auf des Ufers Rand, Mit allem wohl zum Fischung ausgefäht; Da nimmt er das mit weichen Herz zu Hand, Obwohl den Fischen wie er weiß gefäht. Der armen Fischen laßt von ihrem Gerniß, Das mit dem weichen Herzen in die Falle; Mit hartem Herzen aber fäht ein Hund, Und zwar ein jeder Hund, — wie Kunde alle.

Störungen aus Nr. 48.

- 1. Domogisch: Sular.
- 2. Anabrat: Artismogisch: Sular.

Correspondenz. W. Richter in D., G. G. Alles richtig. W. Hoffmann, Antonio Seebach in Z., Ernst B., Hans Müller, Hugo Steiner, G. Zimmer, Hans Friedrich in B., Robert Beckmann, Germania-Gesellschaft in B., S. S. Sular nennt man auch im Dialekt einen Wurf, der bei und her und zuletzt noch in ein Koch läuft.